

Hand hat, und weist auf das in nächster Zukunft erscheinende, von seinen Kollegen Walter Kern, Hermann Josef Pottmeyer und Max Seckler herausgegebene mehrbändige „Handbuch der Fundamentaltheologie“ hin. Er spricht zurückhaltend von der „möglichen Berechtigung“, einen Versuch wie den seinen zu machen. Das Ergebnis erweist diesen Versuch als außerordentlich hilfreich und gelungen. Gerade weil das Werk nicht nur für die Fachkollegen, sondern für Studenten und theologische Praktiker in Schule und Seelsorge, aber auch für theologisch interessierte Laien geschrieben ist, wird es dem Auftrag der Fundamentaltheologie in besonderer Weise gerecht, den Fries mit dem von ihm besonders geschätzten Wort aus dem ersten Petrusbrief beschreibt: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“ (1 Petr 3, 15).

Es ist das Ziel dieser – wie eigentlich jeder angemessenen – Fundamentaltheologie, sowohl „ursprungsgetreu“ wie „situationsgemäß“ zu sein, „sowohl auf die Botschaft des Glaubens zu achten wie auf den konkreten Menschen, dem die Botschaft zu vermitteln ist, so daß er sie als Antwort auf seine Fragen wie auch als Infragestellung seiner selbstentworfenen Antworten verstehen und erfahren kann“ (11). Es geht um eine *Selbsbesinnung* der gläubigen Vernunft auf ihre Grundlagen und Voraussetzungen und um eine Begründung des Wahrheitsanspruchs des christlichen Glaubens *gegenüber* „der überwältigenden Macht gegenwärtiger Welt- und Daseinserfahrung und der darin liegenden Herausforderung“ (14).

Heinrich Fries hält sich bei der Ausfüllung dieses Programms an den klassischen Aufbau der Fundamentaltheologie. In drei umfangreichen Teilen entfaltet er zunächst, was Glaube bedeutet, und stellt dann die Offenbarung als Korrelat des Glaubens und schließlich die Kirche als Träger und Überlieferung der Offenbarung dar. Dabei wird eine imponierende Fülle theologischer und nichttheologischer Literatur verarbeitet.

Charakteristisch für den Ansatz dieser Fundamentaltheologie ist die wichtige Rolle, die sie der *Geschichtlichkeit* von Glaube und Offenbarung zuweist. Fries zeigt sich darin als Kenner und Erbe der großen Tübinger Schule des vorigen Jahrhunderts. Seine fundamentaltheologischen Reflexionen bleiben nicht bei der Spekulation über abstrakte Prinzipien stehen, sondern binden sich zurück in die konkrete Geschichte: in die biblischen Ursprünge beider Testamente, in die Überlieferung durch die Jahrhunderte, in die Verständnissituation der Gegenwart. „Der Glaube ist auf die Geschichte angewiesen ... Durch die Geschichte werden der Glaube, sein Inhalt und seine Wahrheit nicht gefährdet oder gar geleugnet, sie werden vielmehr zu sich selbst gebracht. Durch die Geschichte wird nicht das, was gestern war, außer Kraft gesetzt, sondern das Gestern wird aufgenommen und durch Neues verlebendigt und angereichert“ (122). Es versteht sich für den Ökumeniker Fries, daß innerhalb dieses geschichtlichen Ansatzes die Spaltung der Christenheit in verschiedene Glaubensverständnisse und -bekenntnisse und die Aufgabe der Überwindung dieser Spaltung zu den durch-

laufenden Perspektiven gehören. In der Aufarbeitung der kontroverstheologischen Probleme wie der zahlreichen anderen strittigen Fragen, mit denen es die Fundamentaltheologie zu tun hat, erweist sich Fries als ein Meister des genauen, vorbehaltlosen Hinhörens und des behutsamen, um Verständigung bemühten Argumentierens. Dabei ist unverkennbar, daß es ihm darum geht, existenzielle und reflektierte Glaubenserfahrung weiterzugeben und anderen Menschen als Antwort auf ihre Fragen nach Sinn und Orientierung verständlich zu machen. Insofern ist die Fundamentaltheologie von Heinrich Fries nicht nur ein Lehrbuch, sondern auch ein Glaubensbuch. *H. G. K.*

CHRISTIAN DUQUOC. *Des Églises provisoires. Essai d'ecclésiologie oecuménique.* Les Éditions du Cerf, Paris 1985. 118 S. FF 72.–.

Die Arbeit des französischen Dominikanertheologen Duquoc (er ist Dogmatiker in Lyon) führt ins Zentrum des ekklesiologischen Problems, der Verhältnisbestimmung von sichtbarer und unsichtbarer Kirche, in der Terminologie der Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanums von „sichtbarer Versammlung“ und „geistiger Gemeinschaft“ (vgl. LG 8). Seine Grundthese, die der Essay in verschiedenen Schritten entfaltet: Jedes Reden von der Kirche muß von ihrer konkreten geschichtlichen Gestalt ausgehen und kann nur von dort aus zu ihrer „mystischen“ Seite vorstoßen; die Ekklesiologie muß die damit gegebene Spannung aushalten, ohne sie durch vorschnelle Identifikationen oder Trennungen nach der einen oder anderen Seite aufzulösen. Zur geschichtlichen Gestalt der Kirche gehören demnach ihre Institutionalität ebenso wie ihre „mystische Vitalität“ oder ihre vielfältigen Formen; es ist keine Trennung zwischen einem Wesen oder einer reinen Idee der Kirche und ihren konkreten geschichtlichen Verwirklichungsformen möglich. Duquoc setzt sich auf diesem Hintergrund kritisch mit der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums auseinander: Man habe die neue Ekklesiologie des Konzils gefeiert, aber zuwenig der Tatsache Rechnung getragen, daß Ideal, Recht und Anwendung auseinanderklafften. Die „notae ecclesiae“, so eine weitere These des Buchs, seien weder deskriptiv zu verstehen noch als bloße eschatologische Verheißung, sondern Einheit, Heiligkeit, Apostolizität und Katholizität seien „immanente Imperative“ für die Kirche. Im abschließenden Kapitel zieht Duquoc die Kategorien des Provisorischen und des Symbolischen heran, um den Zusammenhang zwischen Kirche und Reich Gottes auszulegen. Es handelt sich bei dem Buch um einen Essay, der Perspektiven aufreißt und Akzente setzt, nicht um eine ausgearbeitete, umfassende Ekklesiologie. Duquoc liefert aber wie auf seine Weise auch Leonardo Boff in „Kirche: Charisma und Macht“ einen anregenden Beitrag zur ekklesiologischen Grundsatzdiskussion, die in der katholischen Kirche und Theologie im Zusammenhang mit der bevorstehenden Sondersynode, aber auch im Zug der ökumenischen Entwicklung neuen Auftrieb erhalten wird. *U. R.*